



Der Mutter Ehrentag.

Du gute Mutter!

Du gehst durchs Leben
Wie auf Engelschwingen,
Selbstlos und treu
Zu Hilfe stets bereit;
Dein Dasein ist
Ein einzig Opferbringen,
Ein treues Dienen
Still zu aller Zeit.

Wie eine Heil'ge gehst Du
Durch Dein Leben,
Im Leiden stark,
Im Richten sanft und mild,
Und zögerst nicht,
Dein Herzblood hinzugeben,
Wenn es das Leben
Deines Kindes gilt.

Dein Herz erfüllt
Ein einzig großes Sehnen:
Die Not zu bannen
Von der Deinen Bahn;
Du lächelst mild
Verzeihend unter Tränen,
Wenn Dir Dein Liebstes
Nachtlos weh getan.

Du forderst nichts
Für alles, als das Wissen,
Daß, wenn Dein Auge
Einmal müde bricht,
Die Deinen Dich nicht
Hilflos mehr vermissen
Und fremde Hand
Dein Liebstes nicht zerbricht.



„Der Tag der Mutter“.

Ein neues Bildwerk von Prof. Limburg-Berlin.

Die Mutterlosen.

Mitten aus Träumen,
Mitten im Wachen
Und aus der Arbeit
Schrecken wir hoch:
Ist es denn möglich?
Sie, die uns liebte,
Mehr als ihr Leben,
Ließ uns nun doch?

Wo ist der Urgrund,
Der an die Erde
mit allen Fasern
Innig uns band?
Sollen von Sternen
Balsam wir bitten?
Nur leere Schemen
Greift unsre Hand.

Schmerzliche Wunde
brennt uns im Herzen.
Die uns geschlagen,
Sie heilt selbst nicht Gott.
Allen verborgen,
Brennt sie uns weiter
Erst wenn wir scheiden,
Heilt sie der Tod.

Einer trug alle
Schmerzen der Menschen,
Doch seine Mutter
Linderte sie.
Er war verachtet,
Er war verraten,
Er war gekreuzigt — —
Mutterlos nie.

Der zweite Sonntag im Mai ist seit Jahren nun schon ein Tag, der der Mutter sichtbar bringt, was in unserer Seele an Liebe, Dank und Ehrfurcht für sie lebendig ist. Wir wissen, daß ihr Walten ihr selbst zu den Selbstverständlichkeiten gehört und daß sich die Verpflichtung zur Hochachtung nicht auf einen Tag beschränken darf. Aber ein Tag der Mutter, ihr zu Ehren genannt, ist zumal in diesen Zeiten wie ein Weckruf in abgestumpfte Herzen.

Muttertag im Mai! Ja Frühlingsglanz muß über dem Lande liegen, wenn der Muttertag in Häusern und Familien gefeiert wird; soll er doch Liebe und Freude wachrufen und die Herzen warm machen.

Welche Fülle von Erinnerungen weckt das Wort „Mutter“ in uns auf. Ihre Hand ließ uns nie los, ihre Fürsorge durch-

sonnte unser Leben. Der Mutter Treue kommt keine gleich, denn sie ist rein und selbstlos. Chamisso sagt treffend: „Nur eine Mutter weiß allein, was Lieben heißt und glücklich sein“. Schöner noch als den Verbliebenen nachzutrauern, ist es, die Lebenden zu grüßen. Legt Frühlingsblumen nun morgen auf der Mutter Platz, nehmt mit Sorgsamkeit ihr alle Arbeit ab, erfüllt ihr einen Lieblingwunsch; und wenn das alles nicht möglich ist, kann man ihr doch recht von Herzen ein Wort des Dankes sagen oder schreiben. Es ist etwas Großes um einen Menschen, der von seiner Mutter stets voller Achtung redet.

Deutsche Mütter, Ihr tragt eine unsichtbare Krone auf Eurem Haupt, in Eurem Herzen ruht eine wunderbare Macht! Eure Kinder danken Euch heute für das, was Ihr in selbstverständlicher Liebe und aus heiligem innerlichen Empfinden getan.

Zum großen Johannegeorgenstädter Brand am 19. August 1867.

Wie oft hat mir der Großvater, der damals als Papiermühlenbesitzer in Breitenbrunn ansässig war, von diesem großen Brande meiner Heimatstadt erzählt, bei dem verbrannte Stücke von allerlei Dingen, durch den Wind getrieben, in großer Zahl sich auch nach Breitenbrunn verirrt hatten. Lebhafter freilich erzählte mir der Alte im schlohweißen Haar von dem persönlich erlebten großen Breitenbrunner Brande, der am 29. Juli 1874, also nur 7 Jahre nach dem Johannegeorgenstädter, 69 Wohngebäude mit Nebengebäuden eingeäschert und 191 Familien obdachlos gemacht hatte. (Der große Schwarzenberger Brand war bekanntlich am 2. Mai 1824, von den früheren Bränden in den Jahren 1709, 1649 u. a. abgesehen). Daß diese gewaltigen Feuersbrünste so rasend schnell um sich griffen, lag neben den Begleitumständen des Sturmes, großer Hitze usw. selbstverständlich in der mangelhaften und unpraktischen Bauweise. (Dicht zusammengedrückte Häusermassen, viel Holzbau, Schindelbedachung, schwierige Wasserbeschaffung zum Löschen usw.). Diese Tatsachen wollte freilich der alte gute Großvater nicht recht gelten lassen. „Neumodische Bauweisen“ waren ihm zuwider.

Aus seinem Nachlaß ist mir nun folgendes Interessante und Charakteristische über den Johannegeorgenstädter Brand und die Zeit nach ihm zu Händen gekommen.

Im Grundstein des neuen Rathauses findet sich dies aufgezeichnet (2 Jahre nach dem Brande):

Für unsere lieben Nachkommen fügen wir hiermit folgendes zu wissen: Am 19. August 1867, vormittags 9½ Uhr, brach im Dachraum des dem Tischlermeister Eduard Schäfer gehörigen Hauses Nr. 256 Feuer aus, welches bei einer ungeheuren Hitze infolge von Flugfeuer in kurzer Zeit so um sich griff, daß in 3 Stunden 278 Wohnhäuser im Feuer standen und schon nach 5 Stunden diese mit Kirche und Schulen, den Wohnungen der Geistlichen, dem Rathause, Spritzenhause, Brauhaus, Gerichtsamte, Postamte und der Apotheke ein Raub der Flammen wurden. Das Feuer hatte so rasch überhand genommen, daß 8 Menschen mit verbrannten und 3 an Brandwunden gestorben sind. An 3200 Einwohnern waren obdachlos, und ob schon ein Teil in den stehengebliebenen Häusern, dem alten Bergmagazin, in Wittigsthal, Jügel, Steinbach und besonders im nahen Böhmen Aufnahme gefunden, mußte ein ziemlich großer Teil immer noch auf den Feldern, in Militärzelten und in den Brandruinen so lange wohnen, bis sie teils in weiterer Ferne, wie in Wildenthal, Eibenstock, Breitenbrunn, Breitenhof, Schwarzenberg usw., Unterkommen gefunden hatten. Schon am nächsten Tage früh erschien Herr Kreisdirektor Ritter Uhde, gründete ein Hilfskomitee und traf alle nur möglichen Anstalten, dem Weitergreifen der Not zu steuern.

Von allen Seiten kam Hilfe; Nahrungsmittel und Kleider für die Menschen und Futter für das Vieh. Auch reichliche Spenden gingen ein, sodaß eine Suppenanstalt gegründet werden konnte. Am Sonnabend in derselben Woche, am 6. Tage nach dem Brande, geruhte selbst Se. Maj. der König, die Ruinenstadt zu besuchen. Se. Maj. spendete Trost und Hilfe, wohin sie kam, und kehrte damit Hoffnung, Vertrauen und frischer Mut wieder in die Herzen ein. Von allen Seiten kam Hilfe und selbst Se. Maj. der König von Preußen ließ durch den Kanzler des Norddeutschen Bundes Grafen Bismarck-Schönhausen sämtliche Behörden im Königreich Preußen auffordern, für unsere Stadt zu sammeln, sowie die Regierungen der anderen Bundesstaaten einladen, in ihren Landen ein Gleiches zu tun. Infolge dieser großen Teilnahme kamen über 200 000 Th. Hilfgelder zusammen. Wie man aber im Allgemeinen für die Allgemeinheit sammelte, so wurden auch Sammlungen für besondere Zwecke veranstaltet. Vorzüglich hervorgerufen haben sich die Herren Direktor Vansky in Dresden und Kantor Fischer in Potschappel, welche in der von ihnen redigierten Sächsischen Schulzeitung zu einer Pfennigsammlung in

den Schulen Sachsens aufgefördert und damit die bedeutende Summe von über 5000 Th. zusammengebracht und der Stadt zum Wiederaufbau ihrer Schule geschenkt haben. Diese sind dann und werden noch so aufgebraucht, daß neue Schulden deshalb nicht gemacht werden dürfen. Aber auch für den Rathausbau wurde eine Sammlung angeregt und mit einem schönen Resultate zu Ende geführt. Schon wenige Wochen nach dem Brande hatte nämlich Herr Bürgermeister Weidauer in Schwarzenberg im Einverständnis der dortigen städtischen Kollegien und mit Genehmigung der Kgl. hohen Kreisdirektion die Städte Sachsens aufgefördert, die arme Schwesterstadt Johannegeorgenstadt sowohl beim Wiederaufbau ihres Rathauses, als auch bei der Fortführung der städtischen Verwaltung zu unterstützen. Diese Aufforderung hatte die günstigsten Folgen. Zum Wiederaufbau des Rathauses wurden 5939 Th. 16 Gr. 4 Pf. und zur Fortführung der Verwaltung 3722 Th. auf die Jahre 1867—72 gespendet und in Aussicht gestellt. Die Mittel, welche zum Wiederaufbau des Rathauses die städtische Verwaltung zur Verfügung hatte, bestanden in 6052 Th. Brandschadenvergütung, 5939 Th. Beihilfe der Städte, 305 Th. aus der Hilfskasse, 705 Th. Vergütung für die Uhrglocken, 1187 Th. von einer von dem Kgl. hohen Ministerium und den hohen Kammern bewilligten Unterstützungssumme für städtische Zwecke von 5000 Th. Die Baukosten sollten 13 500 Th. und 400 Th. für eine Uhr betragen. Möge Gott, durch dessen Gnade es uns möglich geworden, diesen Grundstein legen zu können, seine Vaterhand ferner über uns halten, daß wir ohne Schaden und Unglück das Haus vollenden und daß diejenigen, denen ferner die Verwaltung der Stadt anvertraut sein wird und welche diese im neuen Hause führen werden, nicht mit Not und Sorgen zu kämpfen haben, sondern ihre Tätigkeit widmen können einer glücklichen Stadt.

Die jetzigen Verhältnisse unserer Stadt sind ziemlich günstig zu nennen. Der Bergbau, der wohl die Veranlassung war, daß die Stadt auf diesem Berge erbaut war, hat zwar in Bezug auf Gruben etwas abgenommen, dagegen hat er jetzt eine Blüte erreicht, wie seit 60 Jahren nicht. Bei sämtlichen Gruben ist für Arbeit auf längere Zeit der erforderliche Reservefonds vorhanden und drei Gruben, Adolphus, Gewerken Hoffnung und Wildermann, geben seit einigen Jahren bereits Ausbeute, und wenn der Bismut, das Hauptprodukt dieser und anderer Gruben, seinen damaligen Preis nur annähernd behält (1 Pfd. wird jetzt mit 6 Th. bezahlt), werden andere Gruben bald nachfolgen. Die Hauptindustrieweige unserer Stadt sind die Schatullenfabrikation, die Handschuhnäherei, die Band- und Bandzacken- und die Zigarrenfabrikation. Die Schatullenfabrikation, welche von Karlsbad aus hier eingeführt worden ist, beschäftigt ungefähr 400 Personen, hierunter sind noch 41 zünftige Meister, von denen 5 die Leipziger Messe beziehen; Louis Lorenz, Gotthold Heinz und Gustav Schäfer haben die bedeutendsten Geschäfte. Die Handschuhfabrikation, die hauptsächlich im Nähen von zugeschnittenen, hierher gesandten Glacelederhandschuhen besteht, wird von 18 Fabrikanten besorgt und beschäftigt hier und in der nächsten Umgebung ungefähr 800 Personen. Die Bandzackenfabrikation, von Max Unger eingeführt, und darin bestehend, daß Bänder in Zackenform gebrochen und mittels Stepp- oder Nähmaschinen zusammengenäht und zu den verschiedensten Wäsche und Kleiderbesätzen verwendet werden, beschäftigt hier und in der nächsten Umgebung mehr als 2000 Personen. Die Bandweberei, welche ebenfalls von Max Unger hier ins Leben gerufen worden ist, wird jetzt wohl nur noch auf 20, durch Dampfkraft in Bewegung gesetzten Stühlen betrieben, doch soll die Zahl der Webstühle aufs Doppelte und Dreifache gebracht werden. Für diese und die vorhergehend erwähnte Fabrikation dient das von Max Unger gekaufte frühere Kornmagazin. Außerdem fabrizieren noch Bandzacken: Schilling und Thiersfelder, Wilhelm Kircheisen, Ludwig Fink, Porst, Oskar Bauer und einige kleinere Geschäfte. Die Zigarrenfabrikation betreibt die Firma Tittel und Heymann in Zwickau und beschäftigt jetzt 80 Leute. Außer diesen Fabrikationszweigen hat sich, wenn auch sehr verringert, doch immer noch die Spizenflöppelei erhalten. Infolge dieser Industrie haben aber auch

die hier wohnenden Professionisten Arbeit und Verdienst, und da in diesen Industriezweigen fast sämtliche Bewohner der böhmischen Grenze beschäftigt werden und ihre Arbeiten hierher liefern, kann es nicht ausbleiben, daß auch diese einen großen Teil ihrer Bedürfnisse hier einkaufen und somit den hiesigen Kauf- und Handelsleuten Verdienst bringen.

Wir hinterlassen diese Nachrichten unseren lieben Nachkommen mit dem innigen Wunsch, daß Gott, der uns Schweres auferlegte, dieses aber auch uns tragen hilft, durch dessen Gnade wir die Stadt, die in 5 Stunden ein Raub der Flammen gewesen, in 2 Jahren fast wieder aufgebaut haben, diese Stadt ferner vor großem Unglück gnädig bewahren, in seinen heiligen Schutz nehmen und reichlich segnen wolle. 1. Mai 1869.

Moosch'n Feierabend



De verpakte Kirch'nmusik.

Eistern war'sch nett wie ihe, doß ne Leit'n außer dr Kirch'n Berordnung noch ewos Musikalisch's gebut'n wur, de Leit ginge ah esu in dr Kirch. Do gob's blus Feiertogs Kirch'nmusik un dos ah blufz ne zwäten Feiertog.

Nu taten wied'r ämol de Usterglocken läuten, 's war zwäter Feiertog. De Kirch soß gerappelt voll, se fand'n garnett alle Platz, 's mußten noch ewing Leit tra't'n.

Dr Schuster-Lob-Bernhard gehäret ah miet zu de Kirch'n-musiker un dar hat nu, eher in dr Kirch ging, noch allerhand ze tue, 'r hat änn klänn Hannel, do kame erscht noch äh paar Kunden, un is wur immer speeter. Sei Fraa, de Arnstine, saht zu ne. „No mach nār nu'mehro, doß de fort kimmst, sist kimmste ze speet, iech war schie gab'n.“ Do mähnet dr Barnhard ganz ruhig: „S, iech komm' schie noch.“

Endlich war 'r doch esu weit, 'r zug sich ah un machet fort. Wie 'r in dr Kirch zur Chortür neikam, sieh't'r die annern alle schie mit ihr'n Instrument'n hantier'n, do stellet 'r sänn Kast'n hie un packet fix de Geig aus. Dr Barg-Henner-Harmann drehet sich ümm un saht zun Schuster-Lob-Barnhard: „Wos willstest dā, mir sei fertig.“ Dr Barnhard mähnet: „Mahr nār nett.“ „No freilich,“ saht dr Harmann, „mr hob'n lang wied'r eigepackt.“ Do hot dr Barnhard ah esu fix sei Geig wied'r ei-gepackt un is wied'r zur Chortür naus. Außern Harmann hatt'n kā Mensch gesehe. Dr Wolf-Christian saht nochert zun Barg-Lob-Harmann: „Heit war doch ah dr Schust'r-Lob-Barnhard nett do.“ „Eiju,“ saht dr Harmann, „dar kam, wie mr fertig war'n, 'r is geleich wied'r gange, dar war geschwind wied'r naus.“

Wie 'r drhām bei seiner Arnstine neikam, tat die sich esu wunnern, doß 'r schie wieder do war, se frug'n, ob 'r wār wuhl doch ze speet komme. „Nā, nā,“ saht dr Barnhard, „dr Pastor hält heit äh sette lange Predigt un do hot 'r de Kirch'n-musik ohgeseht.“ De Arnstine hot's ob'r nett gelobt, wie de Kirchleit kame, frug se, ob dā wār äh rachte schiene Kirch'n-musik gewa'n: „Nu,“ saht'n se, „esu war'sch nett garschtig, 's klang nār, als wenn wos fahlet.“ Nu hat's de Arnstine schie raus, doß 'r doch ze speet komme war, wenn ah dr Barnhard gedacht hat, mei Fraa brauch't's nett ze wiss'n.

Bis zu sänn Tut is'r noch bei dr Kantorei gewa'n, ob'r ze speet kumme is'r nimmer. Dos war ne doch recht fatal gewa'n, wenn se ne immer drmietet genact hatt'n. L. M.

Es hot ken'n Zwack.

(Nachdruck verboten.)

Gelabbt mer'sch sei, es gieht in Laam
su vieles en'n verfährt — vernahm.
Wu-drauf mer hoot sieh fest verlossen,
dos läst derquar, mer is derschossen. —
Ja, 's Schicksol kimmst oft über Nacht
ganz andersch, als mer sieh's gedacht.
De Bagen Gald, die mer wollt' kriegen,
sieht mer mit Schrad zum Teisl fliegen.
Doch alles Winseln hilst do nisch, —
mer hoot die Ohrfeig ahm derwisch,
un argert mer sieh — waf Gott — ze Drack:
Es hoot ken'n Zwack — es hoot ken'n Zwack!

War Gald brauch't, gieht zer Lotterie,
tut sieh de schinnste Nummer zieh.
Die spielt' zah' Gahr un noch weiter,
Doch dos Gewinne hoot ne Schleider.
Zelegt schreib't'r ne Kollektur:
„Dos Lus is Mist — behal'n Se's nār!“
De Ziehung, die gieht darthalm wetter;
'es Lus kaast sieh a guter Better.
Un richtig, off ne erschten Stuuf,
gewinnt dar Karrl dos gruze Lus!
Nu reist mer sieh ne Kup bal wack:
Doch, 's hoot ken'n Zwack — es hoot ken'n Zwack!

's Berrasen is in ih'ger Zeit
a richt'ge Krankit bei de Leit.
Se müssen off de Barg rümklattern,
's mög schneie, reenge oder wattern.
Un wenn's blufz Bratterbuden sei,
se nisten sieh wie Wanzen ei.
Doch, wos se sah, is nisch als Nabel
— mer kaa' ne schneiden mit'n Sabel —
a Költ is drinne in dar Bud',
als wenn's an Keilbarg graupeln tut.
Nu schimpft sieh jeder 's Maul bal wack —
Doch, 's hoot ken'n Zwack — es hoot ken'n Zwack!

In Riesentempo eil'n de Leit
fort mit dar Mode — mit dar Zeit.
Jeds will de Walt un 's Laam genissen
un labbt — wenn's paßt — off Freiersch-Bissen.
'r sucht sieh raus a gunga Maad
zun Zeitvertreib — ah blufz zun Staat.
Doch bal, do kriegt ar 's Heiratsfieber,
ward rapplich — su a alts Kaliber —
zieht Handschgen, weiße Lackshuh' aa,
läst auf, wie su a Gauderhah'.
Wos nützt's? 'r hoot „Sachzig“ off dr Gack —
Nu hoot's ken'n Zwack — nu hoot's ken'n Zwack!

Ja, 's bissel Laam verflegt geschwind;
war'sch net gelabbt, dar tut ne Sind. —
Un doch — wie viel hoot mer'sch vernumme —
will aans oft übersch andre kumme.
Wünscht jemand Arbet sieh un Brut,
möcht's andre schu a Rittergut.
War reich is, will noch mehr derzwinge,
ar möcht' de halbe Walt verschlinge,
un wos is 's End vun Lied derbei:
Es gitt blufz Zank un Teifelei,
bis endlich spricht dr Lud mit Schrad:
Es hoot ken'n Zwack — es hoot ken'n Zwack!

Bernh. Brückner, Leipzig.



Bilder aus der Heimat und aus aller Welt.

40 Jahre Feuerwehrmann — 25 Jahre Kommandant.



Emil Gehler,
der Feuerwehr-Jubililar von Sehma.

Auf eine 40jährige Zugehörigkeit zur Freiwilligen Feuerwehr Sehma konnte der Kommandant der genannten Wehr, Herr Emil Gehler, zurückblicken und gleichzeitig sein 25jähriges Hauptmannsjubiläum feiern. Im Mai 1890 war er in die Wehr eingetreten, wurde 1896 zweiter Spritzenführer und 1902 stellv. Hauptmann. Seit dem 1. Mai 1905 ist er dann als Hauptmann ständiger Leiter der Wehr gewesen, der allzeit getragen war von dem restlosen Vertrauen der Feuerwehr. Er hat es verstanden, dieselbe in unermüdlicher selbstloser Arbeit zu höchster Leistungsfähigkeit zu entwickeln. Es war darum treu verdient, als ihn Herr Bürgermeister Schneider anlässlich des Jubiläums als leuchtendes Vorbild der Wehrmannstugend beglückwünschte. Für die Wehr ehrte der stellv. Hauptmann Bauer den Jubilar.

Eine 88jährige Buchholzerin.

Glückauf der lieben Alten zum Muttertag!

Auch am Muttertage wieder wird man sich nicht nur in den Kreisen der bekannten Buchholz-Annaberger Gastwirtsfamilie Ebeling, sondern auch in breiterer Öffentlichkeit gern der lieben „Pauline“ erinnern, der jahrzehntelangen Wirtin einer bekannten einstigen Schank-

wirtschaft in der Silberstraße zu Buchholz: Frau Pauline Ebeling, die, in Dresden weilend, jetzt im 88. Lebensjahre steht und damit wohl zu den ältesten noch lebenden Buchholzerinnen gehört. Viele gedenken noch der stets freundlichen Frau, die in schwerer unermüdlicher Arbeit Tag und Nacht an der Seite ihres Gatten Albin in der so beliebt gewesenem gemütlichen Schänke „Ebelings Restaurant“, schaltete und waltete. Albin Ebeling war der erste Wirt, der in jenem Hause in der Silberstraße die Schankkonzession ausübte, und zwar von 1867 bis 1903. Nachfolger war dessen Sohn, der als jetziger rühriger Gambrinus-Wirt in Annaberg weithin bekannte Heinrich Rudolf Ebeling, der auch auf dem Gebiete der Wohltätigkeit mit warmem Herzen jahrein, jahraus segensreich wirkt. Ueber die weitere Geschichte der Buchholzer Gaststätte, in der Mutter Ebeling so lange, ohne jede fremde Hilfe, schuf, hat die „D. Z.“ bereits berichtet. U. a. übernahm 1907 ein gewisser Paul Seidel das Restaurant und 1908 war Wirt desselben Rudolf Städtler. Im Jahre 1915 wurde die Gastwirtschaft dann wegen schlechten Geschäftsganges stillgelegt. — Mutter Ebeling aber, die liebe alte „Pauline“, verlebt nun in Dresden ihren Abend; wir grüßen sie am Muttertag mit heimatlichem „Glückauf!“ und wünschen ihr noch viele schöne Stunden lieber Erinnerung an ihr Buchholz!



Frau Pauline Ebeling.



„Graf Zeppelin“ über Wembley.

„Graf Zeppelin“ fand bei seiner Westeuropafahrt, die ihn über die Hauptstädte der ehemals feindlichen Mächte führte, überall freundliche Begrüßung, ganz besonders in England. Hier bildete das Luftschiff eine besondere Attraktion für die 92 000 Zuschauer des Endkampfes um den englischen Fußballpokal, der in dem riesigen Stadion von Wembley ausgetragen wurde. Allerdings hat auch diese Fahrt ihr tragikomisches Vorspiel insofern, als der Leiter des Stadions von Wembley ersucht hatte, das Stadion nicht während des Wettkampfes zu überfliegen, um nicht die Aufmerksamkeit der Kämpfer abzulenken. Daß diese Befürchtung überflüssig war, beweist der weitere Verlauf des Wettkampfes, der durch das Luftschiff durchaus keine Beeinträchtigung erfuhr. Unser Bild zeigt den Luftriesen über dem dichtgefüllten Stadion.



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 20. — Sonntag, den 11. Mai 1930.

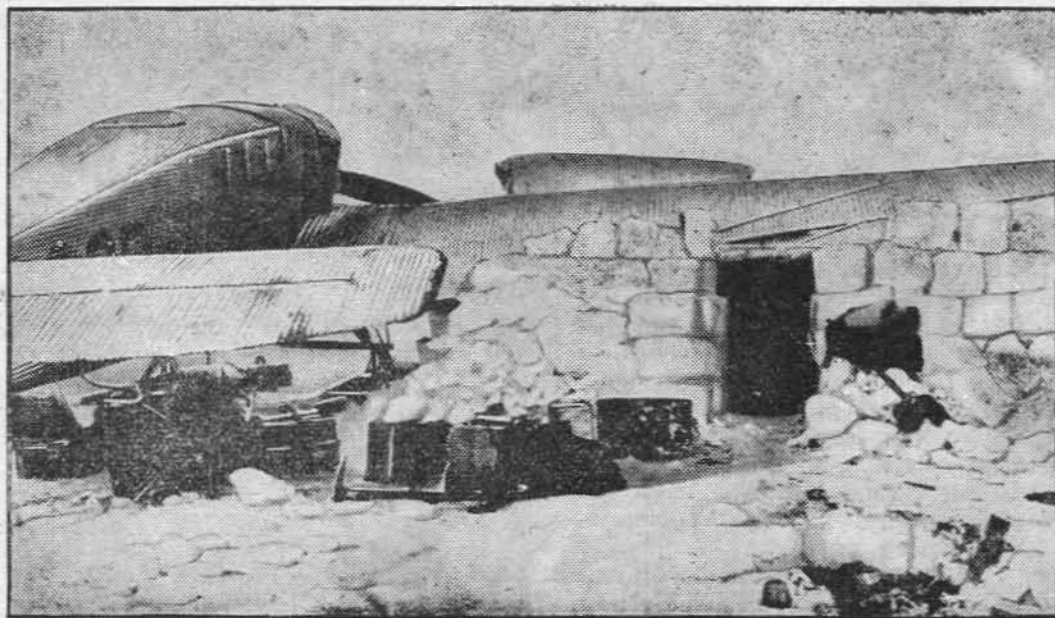
Bilder aus aller Welt



Sport am Sonntag.

Unser Bild zeigt den Start zur Deutschland-Radrundfahrt in Berlin, an der 62 Berufsfahrer teilnehmen und die in 10 Etappen 2500 Kilometer weit durch Deutschland führt.

Das Heim unterm Flugzeugflügel.
Unsere Aufnahme zeigt die originelle Erfindung eines in Alaska notgelandeten Piloten. Er baute seine Eisblockhütte direkt unter den Flugzeugflügel, der so dem Nothaus als Dach diente.



Leben, Taten und Ende Karl Stülpner's

Wahre Geschichte aus verflossener Zeit nach authentischen Quellen erzählt von E. d. Milan.

(16. Fortsetzung.)

Er würde sie im Notfall aufgeprengt haben, das Geräusch der Musik hätte sein Unternehmen nicht hörbar werden lassen. Aber er hatte diesen Versuch nicht erst nötig. Ueber den Gang weg kam er in eine kleine Stube neben dem Tanzsaal, in welcher auf den Tischen Lichter standen und welche diejenigen, welche nicht tanzten, den Gläsern nach, als Trinkstube benutzten. In dem Moment, als Stülpner hier eintrat, befand sich niemand darin. Der Herr Gerichtshalter tanzte eben mit der jungen Neuvermählten, und es war eine Huldigung, die man dem Manne des Rechts brachte, ihn als Tänzer zu bewundern, obgleich dieser brave Justizmann der schlechteste Tänzer auf viele Meilen in der Runde war. Aber die unterwürfige Niederträchtigkeit und Lohndelei, die alle diesem kleinen, vielgeltenden Tyrannen erwiesen, um ihn ihren guten Freund nennen zu können, verfehlte nicht, seine Art zu tanzen, die in einer ununterbrochenen Reihe von Bocksprüngen bestand, als wundervoll schön zu finden.

Stülpner trat unbemerkt an die Türe und sah ein paar Minuten lang dem Tanze zu. Sein scharfes Auge fand sogleich unter den Tänzern den Gerichtshalter und Marie heraus. Als sie nahe in der Richtung nach der Türe zu sich befanden, faßte Stülpner mit gewaltigen Fäusten die vor ihm Stehenden an den Armen, riß sie zurück, daß sie, ohne zu wissen wie, sich in der Stube befanden und der eine sogar, da er sich von dem ihm zu teil gewordenen unerwarteten Schwunge nicht aufrecht halten konnte, unter einen Tisch fiel.

Ohne sich um diese höchst unangenehme Ueberraschung zu kümmern, schob Stülpner die noch vor ihm stehenden Uebrigen ebenso gewaltsam zu beiden Seiten und errang sich dadurch zu dem Kreise der Tanzenden freien Zutritt, den er auch zugleich durch eine außergewöhnliche Tat bezeichnete, indem er mit der Linken den eben vorüberdanzenden Gerichtshalter beim Kragen packte und, ihn festhaltend, ihm zudonnerte:

„Halt, Hallunke, rühre dies Opfer Deiner Schlechtigkeit mit keinem Finger mehr an, oder ich jage Dir eine Kugel durch den Kopf!“

Nach dieser Ansprache, die dem Tanze sogleich ein Ende machte, schleuderte er den Gerichtshalter wie einen Fagball in die Mitte des Raumes hin, wo der würdige Mann eine augenblickliche Niederlage erlitt. Im Anfange schien es, als wollten die tanzenden Herren diese höchst störende und für den Vornehmsten unter ihrer Zahl so offenbar demütigende Unterbrechung nicht geduldig mit ansehen.

„Was soll das? Wer wagt das?“ und dergleichen von Mut zeugende Ausrufungen wurden hörbar und der Ruf: „Nehmt den Kerl fest, das soll ihm schlecht bekommen!“ deutete Stülpnern an, daß er hier nicht besonders rücksichtsvoll sich verhalten könne.

„Keiner versuche es, an mich Hand legen zu wollen,“ rief er mit starker Stimme, „der Erste, der sich dazu gedrängt fühlen sollte, kann gleich sein Sterbegebet sprechen, denn so wahr mich Gott geschaffen, meine Kugel gibt ihm den letzten Segen. Und niemand, der den Stülpner kennt, wird daran zweifeln. Nur mit diesem Opfer der Herzensschlechtigkeit des dort am Boden liegenden Rechtsverdrehers habe ich zu sprechen. Keinem von Euch geschieht ein Leid, wenn ihr vernünftig seid.“ Marie war in dem übermäßigen Schreck dieses Momentes zu seinen Füßen niedergesunken. Er hob sie auf und sah ihr in das bleich gewordene Gesicht. „Marie!“ rief er dann, übermannt von dem bitteren Gefühle, sie für sich verloren zu wissen. „Marie, heute ist meiner Jugend, meiner Hoffnung Todestag. Erschrick nicht vor mir, Marie. Ich bin nicht hier, um Dir Vorwürfe zu machen, daß Du einem andern die Hand gereicht hast, ich weiß, wie man Dich dahin brachte. Mein konntest Du nicht werden, Du tatest recht, Deine Einwilligung zu einer anderen Verbindung zu geben. Wo ist Dein Mann?“

„Dort,“ hauchte Marie leise.

„Kommt hierher, habt keine Furcht vor mir. Ich bin bis jetzt nur auf Wild, nie auf Menschen gegangen,“ sagte Stülpner zu Mariens Gatten. „Ehe sie Eure Frau wurde, liebte sie mich, rechnet ihr das nicht als Schuld an, macht ihr keinen Vorwurf darüber. Unsere Liebe stammte aus der glücklichen Kinderzeit, darum war sie auch eine schuldlose Neigung. Hätte dieser Schurke von Gerichtshalter mir nicht meines seligen Vaters Stelle als hiesiger Revierjäger entrisen, Marie wäre jetzt mein Weib. Hätte er nicht wider das Gesetz, mich, den Sohn einer armen, alten Mutter, als entbehrlich dem Militär zugewiesen, auf mir ruhte jetzt nicht der Mafel, ein Deserteur zu sein. Mit einem Federstrich hat dieser Schuft mich aus der Reihe glücklicher Menschen gestoßen. Wehe ihm, wenn wir Abrechnung miteinander halten. Ich habe ein eisernes Gedächtnis für alles.“

Und zu Mariens Gatten sich besonders wendend, fuhr er fort, zu sprechen: „Liebt sie, und Ihr werdet ein braves Weib an ihr haben; folgt nicht etwa den Eingebungen dieses Gerichtshalters der Hölle, sie zu kränken, sie fände an mir einen Rächer. Ich will die, welche ich geliebt habe mit vollem Herzen, nicht elend sehen. — Leb' wohl, Marie! Zwischen uns fällt nun eine Kluft, die kein Sterblicher auszufüllen vermag. Lebe wohl! Gedenke nicht der Vergangenheit und unserer Träume, gedenke der Zukunft und Deiner Pflicht. Lebe wohl!“

Wie tief dies Lebenswohl in seine Seele schnitt, davon gab das Beben seiner Stimme Zeugnis, aber er beherrschte sich. Mit einem langen Blick auf sie, als wolle er ihr Bild in sein Herz für immer prägen, verließ er, mittendurch schreitend, die Büchse schußfertig im rechten Arme tragend, den Saal. Niemand wagte es, ihn anzurühren. Kaum hatte er die Saaltür hinter sich zugemacht, als er die Stimme des Gerichtshalters erschallen hörte:

„Reißt die Fenster auf! Schreit Hilfe, Mörder! Die Bauern sollen den Schandkerl fangen. Er darf nicht fort, der Waldfreier, der Deserteur!“

Stülpner kümmerte sich nicht darum, und die im Saale fanden es für geraten, von dem Geschrei dieses würdigen Justizmannes keine Notiz zu nehmen, denn wer stand dafür, daß Stülpner, in die Enge getrieben, nicht von seiner Büchse Gebrauch machte? Und wer gab in diesem Falle Garantie, daß die Kugel fehl gehen würde? Der Schänker, Mariens Vater, der von dem Vorgang im Hochzeitsaal nichts wußte, denn er war unten in der dicht voll Menschen gedrängten Gaststube gewesen, um nachzusehen, daß unter den tüchtig dem Freibiere zusprechenden Ordnung gehalten werde, kam eben in seinem Gott vergnügt die Treppe herauf, als Stülpner diese hinabging.

Der Hochzeitsvater wäre beinahe vor Ueberraschung die Treppe wieder hinabgefallen, als er den Stülpner vor sich und zwar von oben herunter kommend erkannte. Der Letztere blieb vor ihm stehen und sagte zu ihm: „Ich bedaure Euch, daß Ihr nicht noch eine Tochter habt, weil Ihr die Manier so gut versteht, sie Eurem Willen gehorsam zu machen. Spielt aber nicht zu sehr mit dem Tode, Mann. Wenn er Euch wirklich antritt, so sehet zu, ob Euer Kind Euch segnet für das, wozu Ihr es durch Herzensangst gebracht habt. Um Mariens willen wünsche ich, daß sie an Eurem Sterbebette sagen möchte: „Vater, daß ich Euch folgte, war mein Glück.“

Mit diesen Worten ging Stülpner, ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, an ihm vorbei hinab.

Obgleich der Hausflur voll halbtrunkener Scharfensteiner war, so hatte doch keiner derselben irgendein Lustchen, sich an Stülpner zu vergreifen, der so ernst sich durch sie Bahn machte, als hätte er an eine ganze Welt zu denken. Im Gegenteil, die angerissenen Leute waren in so gemüthlicher Laune, ihm

das Mittrinken anzubieten. „Ich danke Euch, meine Freunde . . . heute habe ich schon so viel genossen, daß ich auf lange Zeit genug haben werde. Adieu!“

Draußen pfliff der Wind noch ebenso wie früher sein Lied aus allen Tonarten, aber der Stülpner-Karl fühlte nichts davon, dem war das Herz zum Springen voll von Schmerz und Leid. An seiner Mutter Haus ging er wieder vorüber in den Wald hinein, in dessen Wipfeln es prasselte und knackte und rauschte, wie wenn ein tobendes Meer seine erzürnten Wogen durchwölze.

Seine Vergangenheit war mit dieser einen Nacht abgeschlossen, die Lichte, welche ihn bisher in manchen bangen Stunden erfreut hatten, nämlich die lieblichen Bilder der Hoffnung, der Phantasie, waren erloschen.

„Ich habe alles verloren!“ sagte er dumpf zu sich . . . „ohne Liebe, außer dem Geseze, und ein Wild für meine Verfolger, stehe ich nun allein.“

Ein tiefes Grollen aus seiner Brust heraufdringend, deutete die Wildheit der in ihm stürmenden Empfindungen an. Schweigend schritt er nun durch die Waldnacht . . . in seiner Seele war es ebenso finster und unheimlich wie in jener.

Sechstes Kapitel.

Vereitelter Fang.

Bald verbreitete sich das Gerücht von einer großartigen Raubschützenbande, die in den Revieren des oberen Erzgebirges hause. Die Forstbeamten fluchten alle Teufel aus der Hölle herbei, aber das half gegen die Raubschützen nicht, die systematisch ihr Handwerk trieben. Und alle Welt wußte auch, daß der Stülpner-Karl an der Spitze der verwegenen Freijäger stand. Die Bauern gönnten ihm im stillen das beste Glück, daß er oder seine Gefellen nicht gefangen würden, denn die kurfürstlichen Jagdbeamten hatten sich durch ihr höchst brutales Wesen und durch die Anmaßung, welche sie in allen Dingen gegen den Landmann zeigten, bei alt und jung verhaßt gemacht, so daß der grüne Jägerrock damals in den Augen der Bauern gerade so viel wie der der Accisbeamten oder der Gerichtsexeutoren galt, wenn die bei irgendeinem armen Teufel, der seine Steuern nicht entrichteten konnte, zur Auspfändung seiner wenigen Habseligkeiten schritten.

Zum Verständnis der damaligen Jagdverhältnisse müssen wir Folgendes einweben, ohne dessen Erwähnung es dem Leser unbegreiflich erscheinen würde, daß die Raubschützen in damaliger Zeit von den Bauern allen möglichen Vorschub erhielten und unter den letzteren ein bitterer Haß gegen alle kurfürstlichen und herrschaftlichen Jäger herrschte. Bei den damaligen Forstleuten ging die Jagd über die Waldkultur, das Wild war die Hauptsache ihres Augenmerks, alles andere stand dem nach.

Die sächsischen Kurfürsten waren von jeher gewaltige Jäger gewesen und es war daher kein Wunder, daß der Jägerstand sich als ein von oben sehr begünstigter ansah und demnach auch auführte, darum die Bauern als eine Mittelsorte von Menschen betrachtete, auf die man keine sonderliche Rücksicht zu nehmen habe. Es war ihnen erlaubt, ihre Felder zu umzäunen, um sie vor dem Wilde zu schützen, doch durfte die Umzäunung nicht aus spitzen Pfählen bestehen, damit das Wild sich beim Uebersezen nicht etwa spieße.

Je größer der Wildstand, desto mehr Ehre für den betreffenden Oberförster oder Forstmeister. Auf die Klagen der armen Bauern, das Wild reiße die Umzäunung nieder und hause abscheulich in den Feldern, wurde nicht gehört, man lachte noch darüber, wodurch natürlich böses Blut erzeugt wurde.

Im Altenburgischen war dieselbe Klage, derselbe Haß gegen die übermütigen Jäger, welche schlaue genug waren, durch eine List die Untersuchung der von den Landleuten an den Herzog gebrachten Beschwerden, welche einem kurfürstlichen Oberforstmeister, den der Herzog ausdrücklich dazu hatte kommen lassen, übertragen worden, für sich günstig herauszustellen. Die Forstleute ließen allemal die Nacht zuvor, ehe der unparteiische kurfürstliche Oberforstmeister zur Untersuchung in ein Revier kam, das Wild in ein anderes treiben, und auf diese Weise war es

natürlich, daß der Untersucher fast gar keins zu Gesicht bekam und dem Herzog der Wahrheit gemäß rapportieren mußte, von einem überhand genommenen Wildstand könne gar nicht die Rede sein, im Gegenteil von einem fast auf Null reduzierten.

Die Bauern hatten demnach das Unrecht auf ihrer Seite, ihre Klagen waren als unbegründet befunden und sie für immer damit abgewiesen.

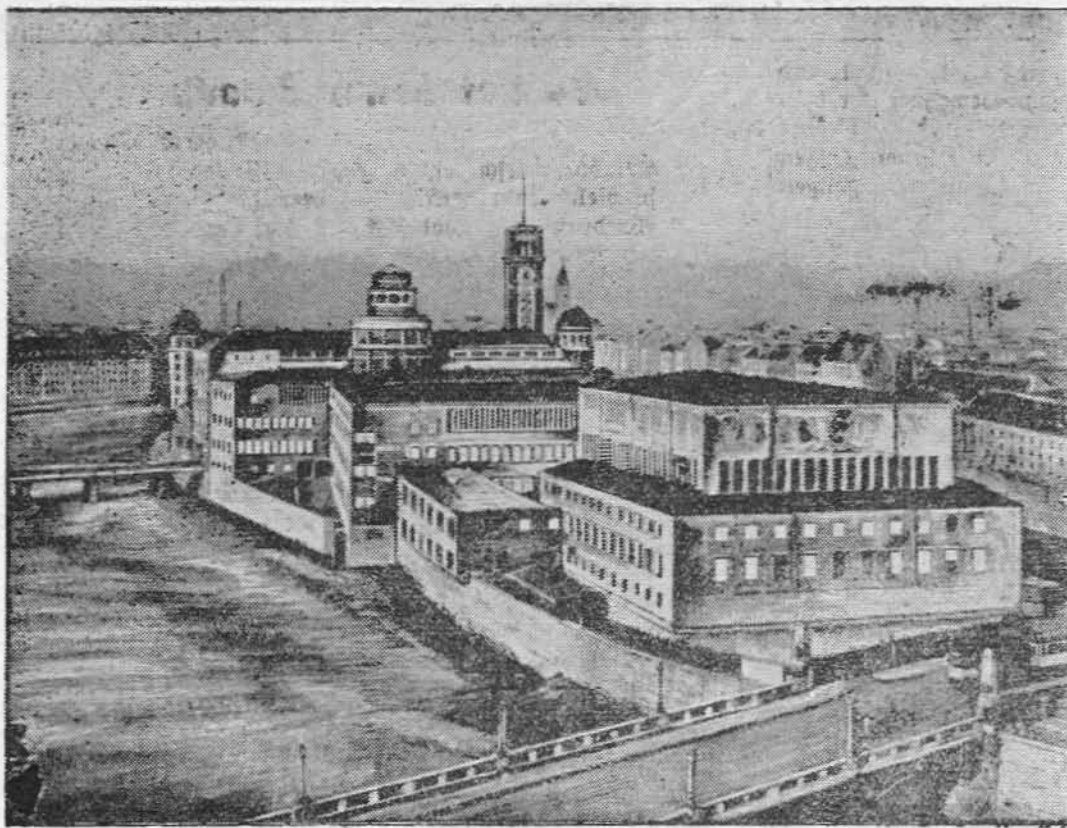
Da die kurfürstlichen Bauern in derselben schlechten Lage sich befanden, so war es kein Wunder, daß sie den Raubschützen, welche sie als Schützer ihrer Felder betrachteten, möglichst Vorschub leisteten, sie warnten und im Notfalle sie auch verbargen, wenn deren Sicherheit in Gefahr war.

Während die Forstleute wütend waren über das feste Treiben der Raubschützen, war es der Herr Gerichtshalter Bösenig nicht minder auf den Stülpner-Karl, ihren Anführer, der ihm in der Schänke zu Scharfenstein die Hochzeitsfeier so abscheulich verfaßt hatte. Eine solche Blamage wie in jener Nacht hatte der würdige Justizmann noch nie erlebt, und er sann auf Rache; aber wie diese ausführen? Endlich kam ihm ein Gedanke, der ihm ganz ausführbar erschien. Durch Marie war es vielleicht möglich, den frechen Burschen in die Falle zu locken. Daß Marie sich nie dazu hergeben würde, wußte er im voraus, und was ihn mehr als alles ärgerte, war, daß der Thumer Rathsherr, ihr Mann, ganz glücklich mit ihr lebte. Marie gehorchte ihrem einmal über sie verhängten Schicksale, und da ihr Mann glücklicherweise einer von jenen war, die, gutmütig von Natur, zu jedem Ausdruck von Tyrannei unfähig sind, so stellte sich ihre Ehe mit ihm besser heraus, als anfänglich unter den obwaltenden Umständen zu hoffen war. Von der Seite hatte also der Gerichtshalter keine Unterstützung zu erwarten, er mußte auf eigene Hand einen Plan einfädeln, und bei einem so geschickten Unrecht zum Recht machenden Advokaten war dies nichts Unmögliches.

Ein Brief fiel ihm in die Hände, den Marie an ihren Vater, den Schänker, geschrieben hatte, der eines Fiebers wegen das Bett hüten mußte und den sie nicht besuchen konnte, weil zufällig auch ihr Mann durch eine Erkältung aufs Krankenlager hingeworfen worden war. Den Brief wußte der Gerichtshalter an sich zu bringen, er brauchte ihn der Handschrift wegen. Er selbst als vortrefflicher Schreiber verstand es, Handschriften nachzuahmen, und in der Ueberzeugung, daß der Stülpner-Karl jedenfalls die Schriftzüge Mariens kenne, schrieb er einen anderen täuschend ähnlichen Brief, unterzeichnet „Deine unglückliche Marie“, in welchem er sie die Bitte um eine geheime Zusammenkunft in einer bestimmten Nacht im Hause seiner Mutter an ihn aussprechen ließ. Sie werde am Nachmittage des vorhergehenden Tages von Thum herüber zu ihrem Vater zu Besuch kommen und dadurch die Möglichkeit anbahnen, ungelesen, vom Nachtdunkel geschützt, mit ihm bei seiner Mutter zusammenzutreffen. Sie habe ihm Dinge mitzuteilen, welche sie keinem Briefe anvertrauen könne; ihr ganzes Lebensglück beruhe darauf von Angesicht zu Angesicht mit ihm zu sprechen, denn ihre Liebe zu ihm sei nicht erloschen und auch von der seinen glaube sie das nicht. Die Nacht, in der diese Zusammenkunft stattfinden sollte, war genau in dem Briefe bestimmt, am Schlusse desselben sogar noch einmal wiederholt, damit ja kein Irrtum vorgehen könne.

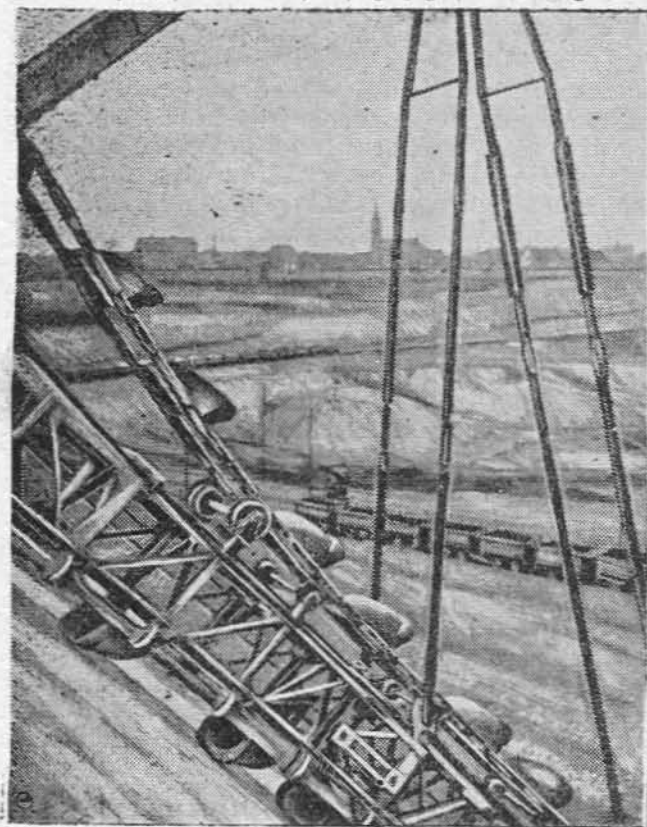
Diesen Uriasbrief, welcher den Stülpner-Karl in die Falle locken sollte, würde der Gerichtshalter nicht an den richtigen Mann zu bringen gewußt haben, wenn es nicht in Scharfenstein offenkundig gewesen wäre, daß Stülpner zu öfteren Malen seine alte Mutter besuche. Ganz ohne Scheu, seine Doppelbüchse über die Schulter geworfen, sah man ihn durch's Dorf gehen, und zwar zuweilen bei hellem lichten Tage. Es fiel natürlich niemand ein, ihn festzuhalten, denn eine geladene Doppelbüchse . . . und der Stülpner-Karl trug sie wahrhaftig nicht zum Staate und verstand es aus dem ff damit umzugehen . . . ist immer ein Ding, vor dem auch der Dümme Respekt hat. Er tat den Leuten ja nichts zu leide, im Gegenteil, er grüßte sie freundlich, und überdies dachten die Scharfensteiner wie alle anderen, das Raubschützenwesen sei sehr notwendig, um die großen Uebelstände auszugleichen. Auf diese ihm verrathenen Besuche Karls bei seiner alten Mutter fußte der Gerichtshalter.

(Fortsetzung folgt.)



Der größte Tagebau Europas.

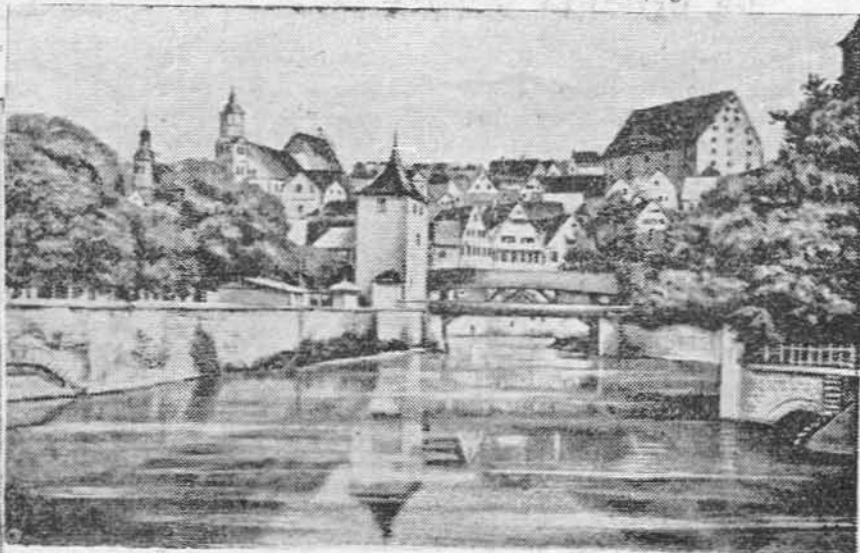
Im Deubener Braunkohlenrevier, dem größten Tagebau Europas, sind die Kohlenflöze jetzt soweit vorgetrie-



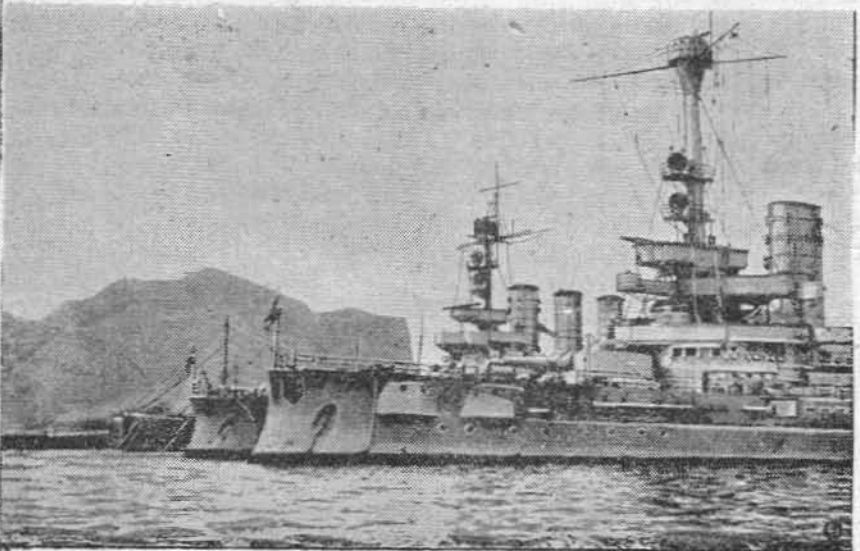
ben worden, daß in Kürze wieder mehrere Dörfer vom Erdboden verschwinden müssen. Als nächstes das Dorf Gaumnitz, zwischen Zeitz und Weißenfels. Unser Bild zeigt einen Riesebagger bei der Arbeit.

Deutsche Kriegsschiffe im Hafen von Palermo.

Das zurzeit auf einer Mittelmeerreise befindliche deutsche Geschwader unter dem Kommando des Vizeadmirals Oskar von Miller hat u. a. auch dem Hafen von Palermo einen Besuch abgestattet, in dem es unser rechtes Bild zeigt.



Das Dornröschen Schwäbisch-Hall.



Deutsche Kriegsschiffe im Hafen von Palermo.

Oskar von Millers Lebenswerk.

Am 7. Mai war Oskar von Miller 75 Jahre alt. Sein Lebenswerk ist die Gründung und der unablässige Ausbau des Deutschen Museums in München, das bereits Weltruhm erworben hat. Jetzt wird dem Museum noch ein Bibliotheks- und Studienbau angegliedert, auf den unser Bild einen Blick gewährt. Das Richtfest fand am Tage des 75. Geburtstages Oskar von Millers statt. Im Hintergrund sieht man den bisherigen Bau des Deutschen Museums, unten die beiden Isararme.

Das Dornröschen Schwäbisch-Hall.

Wie ein Dornröschen, umwoben und umspannen von dem Ruinenwerk der alten Zeit, liegt die alte Reichsstadt Schwäbisch-Hall (unser Bild in der Mitte rechts) in einer engen Talschlinge, überragt von dem mächtigen Bau der einzigartigen Michaelskirche und dem gewaltigen Massiv des ehemaligen Zeughauses. Die einstige Quelle des Wohlstandes der Stadt, das Salz, ist heute versiegt.